

Kafkas Lösungen. Probleme einer melancholischen Lebensform

Philipp Thomas

Inhalt:

- 0. Es gibt keine Lösung (S. 2)
- 1. Kafka als Melancholiker und der Wunsch normal zu sein (S. 4)
- 2. Das unbedingte Verlangen nach Wahrheit (S. 6)
- 3. Existieren – eine Art Lösung (S. 10)
 - 3.1 Kierkegaard: Existenz und Verzweiflung (S. 10)
 - 3.2 Kafkas Kunst: Abschied von Normalität und Wahrheit (S. 12)
 - 3.3 Widerfahrnisse, Geschehen (S. 15)
- 4. Kafkas Lösungen – unsere Lösungen? (S. 17)
- Literatur (S. 23)

Kafkas Geschichte ist traurig, sein Leben von Leiden bestimmt. Kafka ist oft tiefen Gefühlen der Angst und der Verzweiflung ausgesetzt. Fast unablässig reflektiert er über sich selbst, meist sind das Ergebnis Selbstverurteilung, Zweifel an seinem Weg und die Erkenntnis eines persönlichen Ungenügens. Teil dieser Reflexionen sind aber auch Gedanken, Hoffnungen oder Vorsätze, die man als eine Art Lösungssuche verstehen kann. Mich interessiert Kafkas lebenslanger Versuch, jenes Problem zu lösen, das er selbst ist. Welche Lebensformen hofft Kafka im Sinne einer existenziellen Lösung zu erreichen (1. – 3.)? Daran schließt sich (4.) die Frage an, was wir anderen, die wir meist kein Leben zwischen Kunst und Verzweiflung führen, durch Kafkas Lösungssuche lernen können – für unsere eigene Melancholie, für unsere eigene Lösungssuche. Meine Untersuchung ist im weitesten Sinne biographisch, sie stützt sich auf Kafkas Reflexionen über sich selbst etwa in den Tagebüchern oder in den Oktavheften. Daneben werte ich Dokumente von Zeitgenossen aus, biographische Untersuchungen, z.B. die Jürg Amanns,¹ sowie neuere Biographien. Das Ziel der folgenden Überlegungen ist es aber nicht, einen Beitrag zur Kafka-Forschung zu liefern, sondern die Frage nach allgemeinen Problemen (und Möglichkeiten) einer melancholischen Lebensform zu stellen.

0. Es gibt keine Lösung

Mein Erkenntnisinteresse ruft zunächst einen Einwand hervor: An Kafka wird vor allem das Ausbleiben von Lösungen deutlich. Lebenslang leidet Kafka seelisch so sehr, dass er mitunter das Gefühl hat, alles nicht länger aushalten zu können.² Und seit der Diagnose der tödlichen Krankheit mit Mitte dreißig bis zu seinem Tod sieben Jahre später sind das körperliche Leiden, die Angst vor dem Sterben und die Verzweiflung über ein nicht richtig gelebtes Leben immer wieder sehr groß.³ Keineswegs ist das Schreiben ein ausreichender Trost. Zwar mag Kafka die Kunst als Bestimmung

¹ Vergleiche Amann 1983.

² Stellvertretend für viele andere steht etwa der Tagebucheintrag vom 26. Mai 1922: »Die schweren »Angriffe« beim Abendspaziergang [...] weichenweise Zerrüttung Hilflosigkeit, Aussichtslosigkeit, unausmeßbarer Abgrund, nichts als Abgrund«, vergleiche KKAT, S. 922.

³ Der Augenblick »ist nicht schrecklich, nur die Furcht vor der Zukunft macht ihn schrecklich. Und der Rückblick freilich auch. Was hast Du mit dem Geschenk des Geschlechtes getan? Es ist mißlungen, wird man schließlich sagen, das wird alles sein«, Tagebucheintrag vom 18. Januar 1922, vergleiche KKAT, S. 879. Trauer und Angst sprechen auch aus folgenden Gedanken: »Die systematische Zerstörung meiner selbst im Laufe der Jahre ist erstaunlich, es war wie ein langsam sich entwickelnder Dammbbruch, eine Aktion voll Absicht. Der Geist, der das vollbracht hat, muß jetzt Triumphe feiern; warum läßt er mich daran nicht teilnehmen? Aber vielleicht ist er mit seiner Arbeit noch nicht zuende und kann deshalb an nichts anderes denken«, Tagebucheintrag vom 17. Oktober 1921, vergleiche KKAT, S. 866.

empfundener haben, aber ein Großteil der Arbeiten bleibt Fragment, wird nicht veröffentlicht, sollte, so Kafkas Wunsch, nach seinem Tod vernichtet werden.⁴ Schließlich das Sterben: Kafkas letzte Monate waren bestimmt durch das Voranschreiten der Kehlkopftuberkulose, also durch dauerndes Fieber, große Schmerzen und die konkrete Angst vor einem Erstickungstod. Todesangst, ja Panik muss Kafkas Sterben selbst begleitet haben.⁵ Für all das gab es keine Lösung. Noch schwerer wiegt aber das Folgende: Liest man Kafkas Briefe und Tagebücher, studiert man Biographien, dann lernt man dabei diejenigen Menschen genauer kennen, welche Kafka geliebt und von innen heraus verstanden haben, die ihm geholfen und ihn beschützt haben, wie etwa seine Lieblingsschwester Ottilia oder seine Freundinnen Milena Pollak und Dora Diamant. Kafkas großes Leiden hat sich im Leiden dieser Menschen, seiner Freunde und Bekannten, Kollegen und Nachbarn sogar noch gesteigert. Nämlich als das Leben jener vielen Jüdinnen und Juden Jahre später in Konzentrationslagern ein noch grausameres Ende gefunden hat in Verzweiflung und Todesangst. Anders als von Kafkas Leiden haben wir von diesem Leiden und Sterben all dieser einzelnen Menschen kaum Dokumente. Viele der Zeitgenossen Kafkas, sein Milieu und seine Kultur sind durch den Holocaust ausgelöscht worden.⁶

Vor diesem Hintergrund von so etwas wie existenziellen Lösungen zu sprechen, kann geschmacklos wirken. Wenn ich es im Folgenden dennoch tue, um Probleme von melancholischen Lebensformen allgemein zu untersuchen, muss ich den Preis einer gewissen Künstlichkeit zahlen. Was Kafka jeweils als Ziel, als Lösung erhoffte, das kommt hier idealtypisch zur Sprache. Es wird von vornherein so formuliert, dass es überhaupt auf eine gewisse Übertragbarkeit auf andere Menschen, nämlich auf die Lösungssuche von Melancholikern hin untersucht werden kann. In diesem bestimmten Sinn wird mein Vorgehen Kafkas Leiden selbst letztlich nicht gerecht.

⁴ Vergleiche Kafkas Schreiben an Max Brod vom 29. November 1922, in: Brod 1989, S. 421f.

⁵ Vergleiche Brod 1966, S. 185f. (Zitate aus einem Brief Robert Klopstocks) sowie Stach 2008, S. 589ff., 615f.

⁶ Vergleiche Stach 2008, S. 618ff.

1. Kafka als Melancholiker und der Wunsch normal zu sein

Aristoteles fragt, wieso alle großen Menschen Melancholiker gewesen seien.⁷ Kafka ist ein bedeutender Künstler, sein Leben ist von Selbstzweifeln, Überempfindlichkeit und Leiden an sich selbst und der Welt bestimmt. In diesem weiten, auf Aristoteles zurückgehenden Sinn können wir von Kafka als Melancholiker sprechen.⁸ Interessanter ist ein weiterer Aspekt, das Phänomen der gegen sich selbst gerichteten Aggression. In seiner Schrift *Trauer und Melancholie* (1917) beschreibt Freud Melancholiker als Menschen, für die Selbstvorwürfe und »Selbstbeschimpfungen« typisch sind,⁹ er spricht von »Kleinheitswahn«. Mittels der Beobachtung, dass die Klagen der Melancholiker auch als Anklagen gegen andere Menschen verstanden werden können,¹⁰ gelangt Freud zur Hypothese über die Entstehung der Melancholie. Wenn einen ein mit Libido besetztes Objekt enttäuscht hat, gelingt im Falle der Trauer das Abziehen der Libido von dem begehrten Objekt und die Verschiebung der Libido auf ein anderes Objekt. Im Falle der Melancholie gelingt dies nicht, anstelle des Objekts wird das eigene Ich verurteilt.¹¹ Würde Freud Kafka nicht in diesem Sinne als Melancholiker bezeichnen? Kafkas Kränkung durch die Ansprüche eines normalen bürgerlichen Lebens, vermittelt durch die Erwartungen des familiären Milieus, insbesondere des Vaters, aber etwa auch das Gefühl des Verlusts einer authentischen religiösen Identität,¹² – sie haben selten zur offenen Anklagen gegen sein Milieu geführt, zur Bestreitung von dessen Maßstab. Dagegen finden wir bei Kafka häufig Selbstverurteilungen infolge der eigenen Unfähigkeit, ein normales Leben zu führen. Freuds Diagnose würde vermutlich lauten, dass Kafka die konkret benennbaren Leiden, seine Verletzungen und Kränkungen nicht in Aggression gegen andere, sondern gegen sich selbst verwandelt – und dabei zugleich die konkreten Leiden zu einer diffusen Melancholie werden, zum Gefühl, selbst grundlegend falsch und fremd zu sein. Vor allem auf den letzten Aspekt kommt es mir hier an.

⁷ Im ersten Satz des *Problem XXX,1*. Der Text wurde Aristoteles zugeschrieben, er enthält aristotelisches Gedankengut, vergleiche dazu die Einleitung des englischen Übersetzers E.S. Forster in: *The Works of Aristotle*, Vol. VII *Problemata*, hrsg. von Edward S. Forster, Oxford 1927, S. vii.

⁸ Für einen Melancholiker typisch ist wohl auch dieser Wortwechsel mit Kafka, den Max Brod am 26. Januar 1911 in sein Tagebuch notiert: »Ich wünsche mich täglich von der Erde weg, sagt er – »Was fehlt dir?« – »Nichts fehlt mir, außer ich selbst.« – Er hat nicht gearbeitet. Nachmittag schläft er [...]. – Befragt, worin denn eigentlich sein trauriger Zustand bestehe, äußert er: »Ich habe hunderttausend falsche Gefühle, schreckliche. Die richtigen kommen nicht heraus oder nur in Fetzen, ganz schwach«, vergleiche Brod 1966, S. 343.

⁹ Vergleiche Freud 1989, S. 198.

¹⁰ Vergleiche aaO., S. 200.

¹¹ Vergleiche aaO., S. 202f.

¹² Zu Kafkas Leiden am Verlust authentischer Religiosität vergleiche Friedländer 2012, S. 68ff. sowie Brod 1966, S. 246ff.

Die Frage, inwieweit Kafka Melancholiker war, kann in diesem Rahmen aber nicht geklärt werden. Interessanter ist die Frage, was sich Kafka im Zuge seiner (melancholischen) Stimmungen und Selbstvorwürfe eigentlich als existenzielle Lösung wünscht.

»Das Beamtenleben könnte für mich gut sein, wenn ich verheiratet wäre. Es gäbe mir in jeder Hinsicht gegenüber der Gesellschaft, gegenüber der Frau, gegenüber dem Schreiben einen guten Rückhalt, ohne allzuviel Opfer zu verlangen [...]. Es war hauptsächlich die Rücksicht auf meine schriftstellerische Arbeit, die mich abhielt [zu heiraten, Ph.Th.], denn ich glaubte diese Arbeit durch die Ehe gefährdet. Ich mag recht gehabt haben; durch das Junggesellentum aber innerhalb meines jetzigen Lebens ist sie [die Arbeit, Ph.Th.] vernichtet. Ich habe ein Jahr lang nichts geschrieben, ich kann auch weiterhin nichts schreiben.«¹³

Kafka übernimmt in diesen Selbstvorwürfen die Normalitätsforderungen seiner Umwelt im Sinne des lebenslangen Wunsches, ein Leben zu führen, das Sicherheit und Identität aus der Dazugehörigkeit zu einer sozialen Welt verspricht.

»Ohne Vorfahren, ohne Ehe, ohne Nachkommen, mit wilder Vorfahrens-, Ehe- und Nachkommens-lust. Alle reichen mir die Hand: Vorfahren, Ehe und Nachkommen, aber zu fern für mich.«¹⁴

Kafka sehnt sich nach einem engagierten Leben des berufstätigen Ehemanns und Vaters, mitunter ebenso nach dem entschieden religiösen Leben eines Ostjuden oder der Juden überhaupt in einem jüdischen Palästina.¹⁵

Welche Bedeutung hat der *Begriff Lösung* in diesem Kontext? Kafka möchte seinen Frieden machen mit sich selbst und der Welt. Zu diesem Ziel führte, so Kafkas Hoffnung, ein irgendwie und irgendwann doch noch möglicher Zugang zu jenem, das für die anderen Menschen normal ist, zu Ehe und Nachkommen, zu einem Platz in der Gemeinschaft. Kafkas eigenes Fremd- und Anderssein scheint ihm hier als etwas, das, wenn es eine Identität stiftende Funktion haben soll, doch zumindest eingebaut sein müsste in Normalität.

¹³ Tagebucheintrag vom März 1914, vergleiche KKAT, S. 504.

¹⁴ Tagebucheintrag vom 21. Januar 1921, vergleiche KKAT, S. 884.

¹⁵ Vergleiche Kafkas begeisterte Reaktion auf die jüdische Schauspielgruppe im Café Savoy im Tagebuch ab dem 5. Oktober 1911, vergleiche KKAT, S. 57ff., vergleiche auch Brod 1966, S. 246ff. Zu Kafkas Plänen einer Auswanderung nach Palästina vergleiche Stach 2008, S. 531ff.

2. Das unbedingte Verlangen nach Wahrheit

In Kafkas Aufzeichnungen findet sich aber noch eine ganz andere Art von Lösungssuche und Lösungshoffnung (insbesondere in den Aufzeichnungen aus Zürau, in den Oktavheften, den Aphorismen, auch im *Brief an den Vater*)¹⁶ man könnte von dem Wunsch nach einer Lösung als oder durch Erkenntnis sprechen.

»Ist es möglich etwas Untröstliches zu denken? Oder vielmehr etwas Untröstliches ohne den Hauch des Trostes? Ein Ausweg läge darin, daß das Erkennen als solches Trost ist. Man könnte also wohl denken: Du mußt dich beseitigen, und könnte sich doch ohne Fälschung dieser Erkenntnis aufrecht erhalten, am Bewußtsein, es erkannt zu haben. Das heißt dann wirklich an den eigenen Haaren sich aus dem Sumpf gezogen haben. Was in der körperlichen Welt lächerlich ist ist in der geistigen möglich.«¹⁷

Erkenntnis, das ist in den philosophisch-theologischen Reflexionen ein gültiges Erkennen der Wahrheit über die Welt, über die Menschen. Und in dieser ist endlich Erkenntnis über sich selbst und die eigene (Sonder-) Rolle möglich, über die eigene Identität, das eigene Gesetz. Die Wahrheit wird in dieser Lösungssuche dem Leben übergeordnet, ja tritt an dessen Stelle. Zudem erfährt sich das Subjekt im Erkenntnisakt selbst hinsichtlich seiner Fähigkeit, ja seiner Potenz, Welt und Selbst objektiv und gültig zu beschreiben. In dieser Erfahrung aber kann es sich zumindest partiell mit seiner Sonderrolle, mit seiner strukturellen Fremdheit versöhnen und identifizieren. Schon der Erkenntnisakt selbst ermöglicht also Augenblicke des Glücks, und die damit einhergehende Selbsterfahrung stärkt und tröstet das Subjekt.

»Erkenne Dich selbst bedeutet nicht: Beobachte Dich. Beobachte Dich ist das Wort der Schlange. Es bedeutet: Mache Dich zum Herrn Deiner Handlungen. Nun bist Du es aber schon, bist Herr Deiner Handlungen. Das Wort bedeutet also: Verkenne Dich! Zerstöre Dich! also etwas Böses und nur wenn man sich sehr tief hinabbeugt, hört man auch sein Gutes, welches lautet: »um Dich zu dem zu machen, der Du bist.«¹⁸

¹⁶ Vergleiche KKAT, S. 831ff., KKAN I, S. 267ff., KKAN II, S. 29ff., 143ff. Zur Rolle des *Brief an den Vater* im Kontext dieser Suche nach Lösung durch Erkenntnis vergleiche Amann 1983, S. 126ff.

¹⁷ Eintrag in das »Oktavheft G« vom Oktober 1917, vergleiche KKAN II, S. 31.

¹⁸ Eintrag in das »Oktavheft G« vom Oktober 1917, vergleiche KKAN II, S. 42.

»Merkwürdiger, geheimnisvoller, vielleicht gefährlicher, vielleicht erlösender Trost des Schreibens: das Hinausspringen aus der Totschlägerreihe Tat – Beobachtung, Tat – Beobachtung, indem eine höhere Art der Beobachtung geschaffen wird [...]«.¹⁹

Die Welt und das ursprünglich beneidete sinn-gewisse Leben der »normalen« Menschen wird hier mutig nicht länger als Maß akzeptiert. Die Welt wird in jenem Augenblick überwunden, in welchem ein fester Standpunkt außerhalb der Welt eingenommen wird: in philosophisch-theologischer Reflexion, in religiöser Praxis, auch in biographischer Selbstreflexion, welche schonungslos auf letzte Klarheit, auf Täuschungsfreiheit und Objektivität ausgerichtet ist. Was Kafka herausfordert, lockt, ängstet und zutiefst verunsichert, nämlich die Welt, das Leben und das Gefühl, dass er in einem unerreichbaren Sinn zu dieser dazugehören sollte, das alles tritt während der Arbeit des Erkennens in den Hintergrund.

Welche Bedeutung wächst dem *Begriff Lösung* in diesem Zusammenhang zu? Hier lassen sich eine propositionale und eine performative Bedeutung unterscheiden. Die propositionale: Die gültige Wahrheit über Selbst und Welt inhaltlich zu erkennen, sie denken und formulieren zu können – das bedeutet, die schmerzende Welt und die eigene schmerzliche Fremdheit zu durchschauen, dahinter ein Gesetz zu finden. Und dies bietet Trost und Erleichterung. Denn die Erkenntnis des eigenen Gesetzes schafft die Möglichkeit, vor sich selbst und vor anderen die eigene Identität als achtenswert zu artikulieren und zu behaupten, also der eigenen strukturellen Fremdheit einen Sinn geben zu können. Genauer: Es geht um die Identität desjenigen, der unter einer Bestimmung steht, dessen freier Wille, und dessen Grenzen und Hemmungen eingefügt sind in eine Bestimmung, der er sich nicht entziehen kann.²⁰ Im Falle Kafkas ist dies die Bestimmung zu schreiben, das Leben der Kunst zu opfern, sein Innenleben ins Werk zu setzen – und dabei tiefer zu schauen als andere, bisher nicht Gekanntes gewissermaßen »hervorzudenken«, Bilder, Geschichten, Visionen zu »gebären« und dabei wirkliches Neuland zu betreten. Die gültige Erkenntnis ermöglicht gewissermaßen ein großes Bild des Ganzen, in welchem sich für die eigene Existenz ein sinnvoller Platz angeben lässt – auch wenn dieser Platz mit Schmerz und Leid verbunden ist.

¹⁹ Tagebucheintrag vom 27. Januar 1922, vergleiche KKAT, S. 892.

²⁰ Zum Gedanken der Bestimmung vergleiche Amann 1983, S. 126ff.

»Daß unsere Aufgabe genau so groß ist wie unser Leben, gibt ihr einen Schein von Unendlichkeit«.²¹

»Das Leiden ist das positive Element dieser Welt, ja es ist die einzige Verbindung zwischen dieser Welt und dem Positiven«.²²

Nun zur performativen Bedeutung der ›Lösung durch Erkennen‹: Der Akt der Erkenntnis selbst überwindet die Welt für die Dauer seines Geschehens, als Geste, als Bewegung eines Subjekts, das dabei jeweils ›aktuell nicht zur Welt gehört. In diesem Akt der Erkenntnis gehört das Subjekt noch nicht einmal sich selbst – in jenem Sinn, dass es augenblicksweise seiner konkreten (problematischen wie verheißungsvollen) Existenz nicht überantwortet und ausgesetzt ist und dabei befreit ist von Ambivalenzen und Identitätsfragen, von widersprüchlichen Wünschen und Anforderungen.

»Dem Diesseits kann nicht ein Jenseits folgen, denn das Jenseits ist ewig, kann also mit dem Diesseits nicht in zeitlicher Beziehung stehn«.²³

In derartigen Erkenntnissen ordnet das Subjekt die Welt, macht sich zum Führer durch den Kosmos und erlebt sich dabei in einer geistigen Potenz. Die performative Bedeutung von Lösung meint hier: Es geht nicht nur (wie in der propositionalen Bedeutung) um den Blick von außen und etwa darum, neben den anderen Existenzen die Rolle des Künstlers zu wählen und so gerechtfertigt zu sein. Sondern für die Dauer des Erkenntnisakts, vielleicht auch während ganzer Nächte des Schreibens, kann sich Kafka als Subjekt in einem geradezu überweltlichen, beobachtenden und erkennenden Status neu gründen, nämlich dem eines Schöpfers. Ein weiteres Beispiel für einen solchen Akt des Entdeckens der Wahrheit:

»Glauben heißt: das Unzerstörbare in sich befreien oder richtiger: sich befreien oder richtiger: unzerstörbar sein oder richtiger: sein«.²⁴

An dieser äußersten Grenze ist freilich ein Punkt erreicht, der in eins mit jener beflügelnden Neugründung des Subjekts als schöpfendem auch eine ganz neue schmerzhaft Einsicht ermöglicht. Diese besteht in der Ahnung, ja in der Gewissheit,

²¹ Eintrag in das ›Oktavheft G‹ vom 18. Januar 1918, vergleiche KAAAN II, S. 71.

²² Eintrag in das ›Oktavheft H‹ vom 4. Februar 1918, vergleiche KAAAN II, S. 83.

²³ Eintrag in das ›Oktavheft G‹ vom 12. Dezember 1917, vergleiche KKAN II, S. 62.

²⁴ Eintrag in das ›Oktavheft G‹ von Ende 1917, vergleiche KKAN II, S. 55.

dass der Akt der Schöpfung zwar stärkt, ermutigt und »erhöht«, eine Bestimmung verwirklicht und dadurch in ihm also eine Lösung liegt. Zugleich aber wird deutlich, dass diese Lösung nicht die für die Probleme der Existenz insgesamt hinreichende ist.

»Für alles gibt es künstlichen, jämmerlichen Ersatz: für Vorfahren, Ehe und Nachkommen. In Krämpfen schafft man ihn und geht, wenn man nicht schon an den Krämpfen zugrunde gegangen ist, an der Trostlosigkeit des Ersatzes zugrunde.«²⁵

Zwar berührt das Beobachter- und Schöpfer-Subjekt nicht mehr jene Zone, in welcher die Ansprüche der Welt konfliktreich schmerzen. Doch die demgegenüber neu gewonnene Zone ist gewissermaßen steril. Diese Zone besteht nur in den einsamen Akten der Artikulation des Subjekts, insbesondere in den prädikativen Formulierungen letzter Einsichten.²⁶ Selbst wenn diese Artikulationen Ewigkeitswert hätten, sie sättigen nicht jenen existenziellen Hunger, etwa den kreatürlichen nach körperlicher und seelischer Liebe und nach Gemeinschaft – ebenso wenig nehmen sie die kreatürliche Angst. *Und daher vermögen sie nicht restlos jenes Problem zu lösen, welches Kafka existierend selbst ist.* Im Kern des Schöpfer-Subjekts ahnt Kafka so einen konstitutiven Mangel.

»Du kannst Dich zurückhalten von den Leiden der Welt, das ist Dir freigestellt und entspricht Deiner Natur, aber vielleicht ist gerade dieses Zurückhalten das einzige Leid, das Du vermeiden könntest.«²⁷

»Der Betrachtende ist in gewissem Sinne der Mitlebende, er hängt sich an das Lebende, er sucht mit dem Wind Schritt zu halten. Das will ich nicht sein.«²⁸

»Von außen wird man die Welt mit Theorien immer siegreich eindrücken und gleich mit in die Grube fallen, aber nur von innen sich und sie still und wahr erhalten.«²⁹

Gibt es außer der Lösung als Dazugehören und Normalität (1.) und der jetzt beschriebenen Lösung als Wahrheitssuche und Schöpfung (2.) noch eine weitere Bedeutung des Begriffs Lösung? Ahnt Kafka sie in diesem letzten Zitat und deutet sie

²⁵ Tagebucheintrag vom 21. Januar 1921, vergleiche KKAT, S. 885.

²⁶ Etwas anders verhält es sich mit den künstlerischen Formulierungen von Szenen, Visionen oder Geschichten. Auch sie sind kein Ersatz für das Leben, keine Lösung des Lebensproblems. Aber sie sind ganz und gar individuell, nur Kafka möglich, sie sind (s.u. Abschnitt 3.2) Übersetzungen seiner Existenz. Und auf diese Weise erfüllen sie gewissermaßen eine existenzielle Bestimmung und lassen Kafka auf eine sehr spezifische, wenn auch reduzierte Weise teilhaben an Welt (vergleiche 3.2).

²⁷ Eintrag in das »Oktavheft H« vom 22. Februar 1918, vergleiche KKAN II, S. 94.

²⁸ Eintrag in das »Oktavheft H« vom Februar 1918, vergleiche KKAN II, S. 90f.

²⁹ Eintrag in das »Oktavheft G« vom 20. Oktober 1917, vergleiche KKAN II, S. 34.

an in dem Begriff »von innen« (im Gegensatz zu »von außen«, d.h. in prädikativer Erkenntnis)?

3. Existieren – eine Art Lösung

3.1 Kierkegaard: Existenz und Verzweiflung

In Kierkegaards Schrift *Die Krankheit zum Tode* (1848) finden wir eine Rekonstruktion des menschlichen Existierens, in welcher sich dieses verschiedenen Formen der Verzweiflung abringt. Diese Verzweiflungszustände selbst, dieses Leiden, in welchem dem Selbst der Tod als die letzte Wahrheit über sich selbst und die Welt gilt,³⁰ sie sind selbst noch nicht das Existieren im vollen Sinne. In diesem Existieren gewinnt sich das Selbst allererst *gegen* die Verzweiflung. Man kann geradezu sagen, dass die (immer nur zeitweilige) Abwesenheit von Verzweiflung die einzige Anzeige für dieses Existieren ist. Verzweiflung treibt das Selbst in eine dialektische Bewegung, welche das Existieren allererst hervorbringt und dabei Verzweiflung gewissermaßen ersetzt durch Existenz. Kierkegaard setzt zum einen einer Verzweiflung der Endlichkeit und Notwendigkeit jene der Unendlichkeit und Möglichkeit gegenüber: Existenz bedeutet hier den schmalen Grat zwischen einem überangepassten Leben, in dem das Selbst alles Eigene verleugnet (Verzweiflung der Endlichkeit und Notwendigkeit),³¹ – und einem Leben, das sich in nie realisierten Phantasien und immer wieder neuen Möglichkeiten verliert (Verzweiflung der Unendlichkeit und Möglichkeit).³² Jederzeit ist das Abrutschen von jenem schmalen Grat, dem Existieren, möglich. Quer dazu setzt Kierkegaard einer Verzweiflung des »Sich-loswerden-wollens«³³ jene andere des trotzigen Beharrens auf der eigenen Problematik gegenüber.³⁴ Existenz ist hier jener schmale Grat zwischen dem Wunsch, jemand anderes zu sein (etwa jemand mit anderen Veranlagungen) – und dem Festhalten am ungelösten Eigenen als einer Art trotzigem »Beweis« für die Ungelöstheit und Unlösbarkeit des Ganzen, der Welt.³⁵ Existieren muss bei

³⁰ Vergleiche Kierkegaard 1992, S. 13.

³¹ Vergleiche aaO., S. 29ff., 34ff. Kafkas Angst vor dem bürgerlichen Leben in Ehe und Familie lässt sich auch als Angst vor der Verzweiflung der Endlichkeit verstehen.

³² Vergleiche aaO., S. 26ff., 32ff. Kafka kannte diese Problematik aus seinem eigenen Leben z.B. in Gestalt der immer nur geplanten aber nie realisierten Ehe.

³³ Vergleiche aaO., S. 47ff. Der Schwerpunkt liegt für Kierkegaard vor allem im Theologischen, d.h. im Bewusstsein eines ewigen Selbst.

³⁴ Vergleiche aaO., S. 67ff.

³⁵ Mitunter attestiert Kafka sich selbst solchen Trotz: »Manche leugnen den Jammer durch Hinweis auf die Sonne, er leugnet die Sonne durch Hinweis auf den Jammer«, vergleiche KKAT, S. 851.

Kierkegaard also gegen ein unablässiges Abgleiten in verschiedene Verzweiflungsformen stets aufs Neue gewonnen werden. Dabei kommt das Selbst gemäß der ersten Dichotomie nicht umhin, sich als Differenz zu den Anderen zu entdecken (um nicht in Notwendigkeit und Endlichkeit steckenzubleiben) aber auch sich als diese Differenz, als dieses Eigene zu behaupten, indem es sich, konkret werdend, realisiert (um nicht in bloßer Möglichkeit steckenzubleiben). Und ebenso kommt das Selbst (gemäß der zweiten Dichotomie) nicht umhin, den Wunsch nach einem anderen, vielleicht weniger problematischen Sosein zu verabschieden. Will es in Kierkegaards Sinn existieren, muss es sich so, wie es sich aufgegeben ist, übernehmen, ja gewissermaßen auf einen Sinn im eigenen Sosein vertrauen.

Wendet man diese philosophisch-theologische Theorie der Existenz auf Kafkas Problematik an, ist zweierlei wichtig: Kierkegaard geht es um den Mut zum Eigenen als den Mut zur eigenen Bestimmung – dies aber nicht nur als Idee, sondern als Realisierung dieser eigenen Bestimmung. Es geht ihm darum, jene Aktivitäten zu stoppen, mit denen man sich selbst gewissermaßen loswerden will, mit denen man eine Lösung in die falsche Richtung sucht und erzwingen möchte. Zugleich ist aber entscheidend, dass die Lösung ganz im Existieren selbst liegen soll: Nicht erst die Wahrheit, dann das Leben. Sondern erst an der Abwesenheit der Verzweiflung wird deutlich, dass (wenn auch vielleicht nur temporär) eine *Möglichkeit des Existierens* in einem emphatischen Sinn existierend gefunden wurde. Es ist die Einsicht: »Auch für Dich gibt es ein mögliches Existieren – und nicht nur den Selbstverlust in Verzweiflung«. Bezogen auf die beiden oben genannten Lösungsversuche Kafkas: Weder der Wunsch, in irgend einer Weise normal zu werden, noch der Wunsch, das Leben durch Erkenntnis und Wahrheit zu ersetzen, führen Kierkegaards Existenzkonzept zufolge zum Ziel. Sondern: Existieren als eine Art Lösung besteht bildlich gesprochen darin, die Richtung zu wechseln – nicht länger weg von Selbst und Welt, sondern hin zu deren Tiefe, hin zum eigenen Gesetz, aber nicht im Modus des Erkennens, sondern im Modus des Seins. Und tatsächlich hat Kafka durchaus im Sinne dieser neuen, ganz eigenen Lösung die vor ihm liegende, nur ihm mögliche Aufgabe »angepackt«, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, wenn auch unter Selbstzweifeln und Rückschlägen. Und dabei hat er sein eigenes Existieren als eine Art Lösung entdeckt.

»Das Entscheidende habe ich bisher nicht eingeschrieben, ich fließe noch in zwei Armen. Die wartende Arbeit ist ungeheuerlich.«³⁶

»Mehr als Trost ist: Auch Du hast Waffen.«³⁷

In solchen Momenten besteht die Lösung im Existieren selbst, doch dieses Existieren ist gerade kein ungebrochenes, sondern hat sich etwa dem Normalitätsdruck oder den Versuchungen eines reinen Erkennens erst abringen müssen.

3.2 Kafkas Kunst: Abschied von Normalität und Wahrheit

Am ehesten mag die Identifizierung mit der Aufgabe des Schreibens möglich gewesen sein. Indem sich Kafka immer wieder bedingungslos zur Kunst, zum Schreiben bekennt mit allem, was zu diesem schwierigen Dienst gehört, behauptet er gegenüber dem Normalitätsdruck ein eigenes Maß. Hier gelingt punktuell der Abschied von der Lösung »Normalität« (siehe Abschnitt 1.). Ein poetisches Schreiben, welches das Innerste ins Werk setzt und dabei das Selbst laufend vervollständigt, wird zu einer eigenen Identität, gegenüber der alle vermeintlich attraktiven anderen »Identitätsangebote« verblassen. Dabei macht sich Kafka kein vordergründiges Bild einer Künstlerexistenz, die ihrerseits gewissermaßen als das Andere zum Normalen in das *big picture* eines Ganzen lustvoll eingezeichnet werden könnte. Kafka geht es nicht darum, zu einer Literaturszene zu gehören oder ein Intellektueller zu sein. Zum Schreiben, zur Kunst gezwungen zu sein, diese Erfahrung geht gerade nicht bruchlos auf in einem Selbst- und Weltbild. Eher gelangt Kafka immer wieder zur Gewissheit, dass seine Freiheit, das heißt das freiwillige Unterordnen alles anderen unter das Schreiben, eins ist mit einer wie von außen kommenden Notwendigkeit. Es ist als werde das Gesetz dieser Existenz sichtbar in

³⁶ Tagebucheintrag vom 6. November 1917, vergleiche KKAT, S. 843.

³⁷ Tagebucheintrag vom 12. Juni 1923, vergleiche KKAT, S. 926. Ein Traum mag Kafkas Lust an einer erfolgreich eingesetzten Kraft illustrieren, an einer Kraft, die gleichzeitig ein Opfer ist. Ende 1917 träumt Kafka vom Eingreifen der preußischen Garde in der Schlacht am Tagliamento: »[...] Es geht offenbar schlecht, es wird auch unbegreiflich, wie es jemals gut gehen könnte, wie kann man, da man doch auch nur ein Mensch ist, Menschen, die den Willen haben sich zu wehren, jemals überwältigen. Große Verzweiflung [der Österreicher, Ph. Th.], allgemeine Flucht wird nötig werden. Da erscheint ein preußischer Major [...]. Er steckt zwei Finger von jeder Hand in den Mund und pfeift, so wie man einem Hund pfeift, aber liebend. Das Zeichen gilt seiner Abteilung, die unweit gewartet hat und jetzt vormarschiert. Es ist preußische Garde, junge stille Leute, nicht viele, vielleicht nur eine Kompanie, alle scheinen Offiziere zu sein, wenigstens haben sie lange Säbel, die Uniformen sind dunkel. Wie sie nun an uns mit kurzen Schritten, langsam, gedrängt vorbeimarschieren, hie und da uns ansehen, ist die Selbstverständlichkeit dieses Todesganges gleichzeitig rührend, erhebend und siegverbürgend. Erlöst durch das Eingreifen dieser Männer erwache ich«, Tagebucheintrag Ende 1917, vergleiche KKAT, S. 844. Sollte die Tatsache eine Bedeutung haben, dass die Lösung hier aus Preußen kommt? In Berlin, jener Gegenwelt zu Prag, wohnt Felice Bauer, nach Berlin zieht Kafka später mit Dora Diamant.

einer Lebensgestalt: in der Schreibearbeit und in den Werken. Dieses Existieren erfährt sich in seinen klarsten (und sicher schmerzlichen) Momenten als alternativlos, es gewinnt sich, um Kierkegaards Kategorien anzuwenden, gegen jene Verzweiflung, die darin besteht, sich selbst loswerden zu wollen. In diesem Sinn möchte ich von einem Abschied von Normalität sprechen.

»Als es in meinem Organismus klar geworden war, daß das Schreiben die ergiebige Richtung meines Wesens sei, drängte sich alles hin und ließ alle Fähigkeiten leer stehen, die sich auf die Freuden des Geschlechtes, des Essens, des Trinkens, des philosophischen Nachdenkens der Musik zuallererst richteten. Ich magerte nach allen diesen Richtungen ab. Das war notwendig, weil meine Kräfte in ihrer Gesamtheit so gering waren, daß sie nur gesammelt dem Zweck des Schreibens halbwegs dienen konnten. Ich habe diesen Zweck natürlich nicht selbständig und bewußt gefunden, er fand sich selbst.«³⁸

»Du bist die Aufgabe. Kein Schüler weit und breit.«³⁹

Nun zum Abschied von der Lösung ›Wahrheit‹ (siehe Abschnitt 2.). Der Modus dieses jetzt beschriebenen Sichtbarwerdens der eigenen Existenz (jener Identität von Freiheit und Notwendigkeit) ist nicht mehr von der Art der Erkenntnis einer Wahrheit, die sich sinnvoll als Aussage formulieren ließe. Vielmehr gehört dieses existenzielle Sichtbarwerden zu einer anderen Ordnung – nicht mehr zur Ordnung des Prädikativ-Wahrheitsförmigen, sondern zur Ordnung des Existierens. Kafka ist selbst derjenige, der am meisten zur Gestalt seines Lebens beigetragen hat – und zugleich erfährt und erleidet er das Gesetz seiner Existenz. Dieses Handeln, das zugleich Erleiden ist, und bei welchem eine bestimmte Lebensgestalt sich entwickelt, liegt vor jeder prädikativen Erkenntnis. In der Ordnung der Erkenntnis gilt: Erst die Wahrheit (die Erkenntnis der Wahrheit über das Leben, ja über Selbst und Welt), dann das Leben (gewissermaßen als Ausführung der erkannten Wahrheit). In der Ordnung der Existenz gilt: Zuerst und ausschließlich das Existieren – und während und durch dieses die Enthüllung des eigenen Gesetzes, sein Erleiden. Und wenn auch ein Erkennen, dann ist dies ein Erkennen, das sich in der Geschwindigkeit des Lebens (und als Leben) vollzieht und dieses gewissermaßen nicht überholen, sich nicht von ihm ablösen kann. Es ist dieser Zusammenhang, der mich hier von einem Abschied von der Wahrheit (Überschrift 3.2) sprechen lässt. Nicht gültige Erkenntnis über Selbst und Welt, nicht letzte wahre

³⁸ Tagebucheintrag vom 3. Januar 1912, vergleiche KKAT, S. 341.

³⁹ Eintrag in das ›Oktavheft G, Ende 1917, vergleiche KKAN II, S. 46.

Aussagen sind das Ziel. Vielmehr geht es um jenes Gesetz, welches sich im Modus des Existierens enthüllt. Kafka entspricht diesem Gesetz gerade nicht, indem er es prädikativ formuliert, sondern indem er Bilder, Szenarien oder Geschichten erfindet – Kafka schafft jenes im Schreiben nach, was er im Modus des Existierens erfährt. Geradezu eine Übersetzung dieser Bewegung, in welcher sich das Gesetz im Modus des Existierens enthüllt, ist Kafkas Erfindung der Exekutionsmaschine im Text *In der Strafkolonie*: Der Urteilsspruch wird dem Verurteilten nicht mitgeteilt, vielmehr wird er ihm mit Nadeln ins Fleisch geschrieben. Der Verurteilte »liest« das Urteil während des Sterbens, ein qualvoller Prozess, der mehrere Stunden dauert.⁴⁰ Ein anderes Bild betrifft die Sagen-gestalt des Prometheus:

»Von Prometheus berichten vier Sagen. Nach der ersten wurde er weil er die Götter an die Menschen verraten hatte am Kaukasus festgeschmiedet und die Götter schickten Adler, die von seiner immer nachwachsenden Leber fraßen. Nach der zweiten drückte sich Prometheus im Schmerz vor den zuhackenden Schnäbeln immer tiefer in den Felsen bis er mit ihm eins wurde [...]«⁴¹

In diesem eindrücklichen Bild bietet Prometheus, so ließe sich hier sagen, den Qualen keinen Ansatzpunkt mehr, wenn er ganz und gar eins wird mit dem über ihn verhängten Urteil, mit seinem Gesetz. Die Bilder, die Atmosphären, die Wirklichkeiten des Schreibens Kafkas – sie sind Übersetzungen seines Existierens. Aus seinem Existieren heraus *setzt* Kafka *über* in die Landschaft des Formens, des Erfindens und Beschreibens und bildet jenes nach, was er erfährt und erleidet. Indem er in diese Landschaft übersetzt, umgeht und verabschiedet er jene andere Landschaft prädikativer Satz-wahrheiten. Daher sind Kafkas Bilder nicht restlos deutbar.⁴² Existieren als Erleiden des eigenen Gesetzes und zugleich als Über-setzung in Kunst – eine Art Lösung.⁴³

⁴⁰ »Wie still wird dann aber der Mann um die sechste Stunde! Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es. Von hier aus verbreitet es sich. Ein Anblick, der einen verführen könnte, sich mit unter die Egge zu legen. Es geschieht ja nichts weiter, der Mann fängt bloß an, die Schrift zu entziffern, er spitzt den Mund, als horche er«, vergleiche KKAD, S. 201ff., hier S. 219.

⁴¹ Eintrag in das »Oktavheft G«, vermutlich vom 16. Januar 1918, vergleiche KKAN II, S. 69f.

⁴² Vergleiche Stach 2008, S. 479f.

⁴³ Freilich ist damit eine Sehnsucht nach kreatürlicher Nähe (s.o.) oder nach Ehe und Nachkommen, nicht gestillt.

3.3 Widerfahrnisse, Geschehen

Existieren als eine Art Lösung, dies gilt auch noch in einem etwas anderen Sinn, wenn es jene Bedingungen bezeichnet, welche dem Über-setzen, dem Akt des Schöpfens, der Kunst vorausgehen, bzw. zugrunde liegen. Und diese Bedingungen tragen Züge einer Widerfahrnis, es sind Geschehnisse, welche sich laufend von selbst ereignen und sich von selbst bleibend in den Text des Existierens weben. Zum einen betrifft dies jenes, was Kafka historisch-biographisch unverfügbar ausmacht, etwa dass er hineingeboren wird in eine westjüdische Familie, in vielfacher Weise fremd: fremd den religiösen Wurzeln gegenüber, fremd auch den Tschechen und den nichtjüdischen Deutschen gegenüber, also ort- und heimatlos.

»Es ist nicht Trägheit, böser Wille, Ungeschicklichkeit [...] welche mir alles mißlingen [...] lassen [...], sondern es ist der Mangel des Bodens, der Luft, des Gebotes. [...] Ich [...] habe nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetmantels noch gefangen wie die Zionisten. Ich bin Ende oder Anfang.«⁴⁴

Kafka hat das (wir würden sagen:) Postmetaphysische seiner Zeit gewissermaßen existierend ausgetragen oder erlitten – und hat das Ausgetragene oder Erlittene in Kunst übersetzt.

Weitere Bedingungen seiner Kunst (verstanden als Übersetzung seiner Existenz) sind Widerfahrnisse im Sinne von Einfällen: Kafka ruht zeit seines Lebens tagsüber stundenlang, dabei kommen ihm im Halbschlaf Bilder. Andere Bilder und Szenarien träumt er, wieder andere fallen ihm beim Schreiben ein. Der äußeren Passivität (Sofa, Bett, Liegestuhl) entspricht eine innere Passivität im Wortsinn, also ein Erleiden von Phantasien, ein Widerfahren von Ideen und Bildern – mitunter auch von alptraumhaftem Charakter.⁴⁵

»Es ist nicht notwendig, daß du aus dem Hause gehst. Bleib bei Deinem Tisch und horche. Horche nicht einmal, warte nur. Warte nicht einmal, sei völlig still und allein. Anbieten wird sich dir die Welt zur Entlarvung, sie kann nicht anders, verzückt wird sie sich vor dir winden.«⁴⁶

⁴⁴ Eintrag in das »Oktavheft H, Frühjahr 1918, vergleiche KKAN II, S. 97ff.

⁴⁵ Vergleiche Alt 2005, S. 312ff.

⁴⁶ Aus dem Aphorismen-Zettelkonvolut vom Frühjahr 1918 mit Zusätzen aus dem zweiten Halbjahr 1920, vergleiche KKAN II, S. 140.

Und schließlich gibt es als Widerfahrnisse auch die alles verändernden zufälligen Begegnungen mit Menschen. Dass Kafka am 13. August 1912 in Max Brods Wohnung Felice kennenlernt oder Milena im Frühjahr 1920, das sind Ereignisse, die sogleich zu bestimmenden Teilen seiner Existenz werden, die eine Flut von Reflexionen, Texten und auch Taten hervorrufen. Aber auch unabhängig von diesen Aktivitäten – Menschen werden für Kafka als Widerfahrnisse, als Geschehen zu Teilen des ›Existierens als einer Art Lösung‹. Deutlich wird dies etwa daran, dass Kafka in seinem Leben geliebt, verstanden, ja geschützt worden ist – besonders durch Ottilia, Milena und Dora, auch durch Robert Klopstock. Diese Liebe, dieses Geschehen, durchzieht sein Leben. Um nur ein Beispiel zu nennen: Bei der plötzlich angeordneten Verlegung des Todkranken am 10. April 1924 vom Sanatorium Wienerwald in die Laryngologische Klinik in Wien steht trotz strömendem Regen nur ein offener Wagen zur Verfügung. »Während der ganzen Fahrt stand Dora aufrecht im Wagen, suchte Franz mit ihrem Leib gegen das schlimme Wetter zu schützen«. ⁴⁷ Doras Liebe ist Handeln, und Kafka empfängt dieses. ⁴⁸ Hier geht es weder um Wahrheit noch um Kunst. Aber in einem sehr eigenen Sinn geht es um ein Existieren, welches Kafka als eine Art Lösung widerfährt – wenn dieses Existieren hier in einem anderen Sinn auch hoffnungslos erscheinen muss.

Zusammenfassend: Im Gegensatz zu jener Lösung im Kontext einer Ordnung prädikativer Wahrheit (2.) gewährt eine Lösung im Kontext einer Ordnung des Existierens (3.) keine unmittelbare Überwindung der Welt. Lösung bedeutet gerade nicht, einen gegenüber der Welt absoluten Punkt einnehmen zu können und auch nicht, auf das kontingente Eigene zugunsten eines Normalitätsideals zu verzichten (1.). Welche Bedeutung nimmt hier der *Begriff Lösung* an? Ein Existieren, das sich als solches erst am (zeitweiligen) Ausbleiben der Verzweiflung als Möglichkeit im emphatischen Sinne wahrnimmt (3.1), ein Existieren als Erleiden des eigenen Gesetzes und als Übersetzung dieses Gesetzes in Kunst (3.2), schließlich ein Existieren, das als Widerfahrnis und Geschehen erfahrbar ist (3.3) – den Charakter einer Lösung hat dieses Existieren zunächst einmal formal im Sinne einer spezifischen Passivität: Nicht durch eine Aktivität wird eine Lösung herbeigeführt, welche Aktivität um dieser Lösung willen eigens unternommen wird – sondern eine Lösung geschieht von selbst, freilich im Zusammenhang mit Aktivitäten, aber diese Aktivitäten sind auf andere Ziele

⁴⁷ Vergleiche Brod 1966, S. 178.

⁴⁸ In einem Brief Robert Klopstocks vom Tag nach Kafkas Tod heißt es: »Was hier bei uns zugeht, ist nicht zu beschreiben und soll auch nicht beschrieben werden. Der Dora kennt, nur der kann wissen, was Liebe heißt«, vergleiche Brod 1966, S. 185f. Robert Klopstock selbst brach seine Studien in Wien ab, um Kafka bis zu seinem Tod zu pflegen, vergleiche aaO., S. 178.

ausgerichtet. Und inhaltlich: »Lösung« ereignet sich, entsteht als ein Zug der Existenz – etwa als sich ergebende Lebensmöglichkeit, als künstlerischer Einfall, als entgegengebrachte Liebe. Das Selbst »gewinnt sich« im Sinne von »empfängt sich« als Existieren selbst, wenn es sich punktuell gewissermaßen »hineinlöst« in dieses Existieren, wenn es verschmilzt mit seinem Gesetz und den es treffenden Widerfahrnissen. Diese »Lösung« ist als solche nicht mehr darstellbar, sie kann erlitten oder empfangen und dabei mitunter wohl auch als Lösung erlebt werden.

4. Kafkas Lösungen – unsere Lösungen?

Kann Kafkas Lösungssuche uns Normal-Melancholikern eine Orientierung geben? Auch wenn sich Kafkas Existenz mit unserer eigenen kaum vergleichen lässt: An den oben geschilderten möglichen Bedeutungen des Begriffs »Lösung« lässt sich Grundsätzliches ablesen, das uns einen Hinweis geben kann. Konkret zunächst jenen Hinweis, dass wir die Lösung nicht dort finden, wo wir sie üblicherweise suchen, dass die Lösung also hinter den vermuteten Lösungen liegt. Wir Melancholiker suchen Lebenslösungen oft im Wunsch, unsere spezifische Problematik los zu sein, zu sein wie die anderen – oder aber, wie geschildert, in so etwas wie dem Selbstgenuss des Schöpfer-Subjekts.

Zur ersten Scheinlösung, zum Normalitätswunsch: Die Übersensibilität und Schmerzempfindlichkeit, die aufs Ganze gehende Traurigkeit und in diesem Sinne Hoffnungslosigkeit machen es uns Melancholikern oft schwer oder unmöglich, den fremden und den eigenen Erwartungen, Wünschen und Sehnsüchten hinsichtlich üblicher Lebensziele und Lebensweisen zu entsprechen: Wir schaffen es nicht, auf normale Weise im Leben zu stehen. Dies stets aufs Neue zu versuchen, ja erzwingen zu wollen, verstärkt sogar unsere Melancholie, es entstehen tiefe Gefühle der Fremdheit, der Unzufriedenheit mit und Traurigkeit über uns selbst. Die Lösung kann offensichtlich nicht im Normalwerden liegen, weil wir uns dadurch im Sinne Kierkegaards »selbst loszuwerden« versuchen. Andererseits dürfen wir, um weiterzukommen, unser Heil auch nicht sogleich in der Verachtung der Normalität suchen. Vielmehr gilt es, uns dieser Traurigkeit über uns selbst (im Kontext des Normalitätsdrucks) bewusst zu öffnen. Denn die Traurigkeit über den zunächst verwehrten Zugang zu einer glücklichen Existenz ist nicht zuletzt ein wertvoller

Hinweis, der in die richtige Richtung zeigt. Erst im Durchgang durch diese Trauer kann es in weiteren Schritten zu ganz eigenen melancholischen Lebensformen und dabei auch zu einer neuen Nähe zur Welt kommen. Denn erst einmal *ist* es traurig, dass wir häufig keinen Zugang zur Freude, zu Menschen, zum Lebendigen finden, dass wir uns von all dem immer wieder selbst ausschließen und stattdessen in diffusen Gefühlen oder Gedanken verharren. Einen spezifisch melancholischen Zugang zur Welt, zu ganz eigenen Formen der Leichtigkeit und Freude, ihn können wir erst finden, wenn wir nach und nach unser eigenes Maß, ja unser eigenes Gesetz erkennen. Hier gilt es also, den Normalitätsdruck zu verabschieden, *aber zugleich an der Sehnsucht nach Welt, nach Teilhabe an ihr festzubalten* (s.u.)!

Zur zweiten Scheinlösung, zum Selbstgenuss des Schöpfer-Subjekts: Sind wir als Melancholiker schöpferisch begabt, dann besteht oft die Versuchung, das Erlebnis unserer geistig-künstlerischen Potenz und unseres Talents, die Welt scheinbar zu durchschauen, sie zu beschreiben oder neu zu schöpfen, schon für die ganze Lösung zu halten. Der Preis, der für diese ›Lösung‹ zu zahlen ist, besteht in einer im Akt des Erkennens und Schöpfens laufend selbst betriebenen Entfernung von der Welt, in einer gewissen Sterilität, in einer strukturellen Einsamkeit des Schöpfer-Subjekts. So wird der Akt der Überwindung der Welt durch Schöpfung selbst zur Vertiefung der Kluft zwischen Selbst und Welt. Und hier ist ein ›äußerer‹ Trost unmöglich, denn auch eine noch so große Anerkennung für das Geleistete, ja Ruhm und Ehre – all das kann den Schmerz über ein ungelebtes Leben oder über die spezifische eigene Sterilität in Bezug auf die Welt nicht auflösen, kann ihn nur immer wieder neu betäuben. Deswegen dürfen wir Melancholiker mit der schöpferischen Leistung keine ›Belohnungserwartung‹ verbinden, weder direkt, indem wir etwa von einer letzten gültigen Erkenntnis oder von einem *magnus opus* eine Lösung erhoffen, noch indirekt, indem wir etwa von Anerkennung oder Ansehen Lebenszufriedenheit oder ein Ende der quälenden melancholischen Stimmungen erwarten. Natürlich kann das Schöpferische zum eigenen Gesetz gehören, aber wollen wir nicht den Preis jener Vertiefung der Kluft zwischen Selbst und Welt zahlen, müssen wir Formen des Schöpferischen finden, die uns teilhaben lassen an Welt (s.u.).

Den beiden Schein-Lösungen können wir entgehen, und Kafkas Lösungssuche kann uns hier erneut einen Hinweis geben: Der Begriff ›Lösung‹ weist noch eine dritte Bedeutung auf, die weiterführt. In einem *ersten Schritt* geht es darum zu sehen, dass die Sehnsucht normal zu sein gewissermaßen die falsche Antwort auf die richtige Frage ist

– nämlich auf jene Frage: Wie gelangen wir *als Melancholiker* zur Welt, wie können wir in unserem Existieren *als Fremde und Andere* teilhaben an Welt? Und hier verstehen wir Welt nicht als Menge von Gegenständen oder als System von Bedeutungen, sondern als Bewegung – als eine Bewegung des Sich-Ereignens und des Geschehens, die uns umgibt und die wir gleichzeitig selbst sind.⁴⁹ Folgen wir der gestellten Frage, dann müssen wir uns vor allem unsere Entfernung von der Welt besser verständlich machen: Wir fliehen, was uns als bedrohlich, überfordernd und sinnlos erscheint, diese Entfernung bietet einen notwendigen Schutz. Zugleich bedeutet diese Entfernung aber auch eine Sonderrolle und verspricht so manchen Distinktionsgewinn. Unter ihm versuchen wir (letztlich erfolglos) die traurigen Seiten der Distanz zu verstecken. Selbstkritisch können wir auf diese Weise die Mechanismen durchschauen, die uns weder auf übliche noch auf eine uns gemäße, eigene Weise den Zugang zu einer Existenz gewähren, welche uns wirklich überzeugt und befriedigt.

In einem *zweiten Schritt* kommt es darauf an, die Richtung der Suche umzudrehen. Veranschaulichen lässt sich dies, indem der Begriff ›Lösung‹ selbst als Bild dient: Lösung wird nicht länger als Ergebnis einer problem- oder aufgabenlösenden Handlung verstanden. Vielmehr gilt: In dem Maße, in dem wir uns ›hineinlösen‹ ins Existieren (wie sich ein löslicher Stoff in einer Flüssigkeit löst), lösen wir uns als jenes Problem auf, das wir als Melancholiker qua Existenz selbst sind. Soweit das Bild, soweit eine formale Struktur. Was das Bild inhaltlich bedeutet, lässt sich eigentlich nur am konkreten Beispiel klären, und das heißt passend jeweils nur für ein Individuum. Für Kafka habe ich als Beispiele für jenes ›Sich-hineinlösen‹ genannt: die Entdeckung der eigenen Existenz als Möglichkeit im emphatischen Sinn (3.1), das Übersetzen dieser Existenz in Kunst (3.2) und den Widerfahrnis- und Geschehenscharakter dieser Existenz (3.3).

»Es ist sehr gut denkbar, daß die Herrlichkeit des Lebens um jeden und immer in ihrer ganzen Fülle bereit liegt, aber verhängt, in der Tiefe, unsichtbar, sehr weit. Aber sie liegt dort, nicht feindselig, nicht widerwillig, nicht taub. Ruft man sie mit dem richtigen Wort, beim richtigen Namen, dann kommt sie. Das ist das Wesen der Zauberei, die nicht schafft, sondern ruft.«⁵⁰

Nicht schaffen, sondern rufen – um den (vielleicht auch: melancholischen) Schleier wegzuziehen von einer Welt, die auch für uns verheißungsvoll ist. Dies kann ein

⁴⁹ Dieser Begriff von Welt lehnt sich an die Spätphilosophie Heideggers an, siehe etwa die Schriften *Überwindung der Metaphysik*, *Das Ding* oder *Bauen, Wohnen, Denken*, vergleiche Heidegger 1954.

⁵⁰ Tagebucheintrag vom 18. Oktober 1921, vergleiche KKAT, S. 866.

Hinweis sein. Das oben (3.1 bis 3.3) für den Fall Kafka Gesagte lässt sich in mancher Hinsicht auf die Herausforderungen unserer eigenen Melancholie übertragen.

Zur Erfahrung der Möglichkeit des Existierens im emphatischen Sinne (3.1): Wenn wir eine Aufgabe finden, bei der wir das Gefühl haben, hier werden wir gebraucht gerade aufgrund unserer spezifischen Fähigkeiten als Melancholiker, dann gelingt uns die Identifikation mit einem Stück Welt. Und dabei können wir uns gerade als Melancholiker, als irgendwie Fremde gewissermaßen »gemeint« und sinnvoll »ins konkrete Hier und Jetzt gestellt« fühlen.

»Ich stehe auf einem wüsten Stück Boden. Warum ich nicht in ein besseres Land gestellt worden bin, weiß ich nicht. Bin ich's nicht wert? Das darf man nicht sagen. Reicher als ich kann nirgends ein Strauch aufgehn.«⁵¹

Kafka empfindet sich hier als Teil eines verborgenen aber dennoch sinnvollen Geschehens, als Teil der Welt. In analoger Weise ist in spezifischen Kontexten auch uns die Erfahrung möglich, dass wir gerade als Melancholiker gebraucht werden. Jetzt können wir uns »gemein machen« mit der konkreten Situation – und zielen nicht länger auf einen Standpunkt außerhalb der Welt. Im Sinne Kierkegaards mögen wir in einer solchen Situation sagen, unser Existieren bestehe in jenem schmalen Grat des speziell uns Möglichen, den wir verschiedenen Formen des Verlusts unserer selbst immer wieder abringen müssen. Im besten Fall gelingt es uns, diese (in einem starken Sinn:) *unsere* Möglichkeit zu ergreifen, vielleicht sogar mit dem Eindruck, einen sinnvollen Kampf aufzunehmen. Dieser Kampf im Hier und Jetzt mag noch so schwierig erscheinen. Entscheidend ist, dass dabei die Welt den Charakter einer abstrakten und universalen Bedrohung oder den Charakter eines diffusen Sehnsuchtsorts verliert, den sie in der ungebrochenen Melancholie hat. Jetzt wird die Welt konkreter, verliert wohl auch manche allzu große Bedeutung, sie rückt in den Bereich des Möglichen, wird in einem starken Sinn *unsere* Welt – eine Welt, der wir nahe sind und an der wir teilhaben.

Nun zur Übersetzung unseres Existierens in Kunst (3.2): Der schmale Grat zwischen den Abgründen des Selbstverlusts, von dem Kierkegaard spricht, bietet vor allem Mühsal. Es ist die Mühsal, uns gerade als Melancholiker mit allen strukturellen Problemen zu »übernehmen«. Das »Übernehmen« bedeutet nicht weniger als zu erkennen, dass unsere Existenz unter einem eigenen Gesetz steht – und uns dann

⁵¹ Eintrag in das »Oktavheft F« vom September/Okttober 1917, vergleiche KKAN I, S. 424.

diesem Gesetz gewissermaßen zu ergeben.⁵² Dieses Gesetz ist ein Hybridgebilde aus Notwendigkeit und Freiheit, es bezeichnet zugleich unsere Grenzen, gegen die wir anrennen, wie auch all unsere Handlungen, in denen wir dieses Gesetz ausüben und zugleich mitkonstituieren, es sogar laufend hervorbringen. Wir haben es hier mit einer Art individuellem Allgemeinem zu tun. Wir können auch sagen: mit etwas Allgemeinem im Sinne eines Objektiven, das wir als Subjekte irgendwie auch selbst sind, an dem wir teilhaben. Gerade diese Konstellation aber bietet unserer Schaffenskraft, unserer Kreativität eine Möglichkeit: Indem wir uns selbst artikulieren, können wir gleichzeitig etwas Allgemeines artikulieren. Indem wir uns selbst nachschaffen und übersetzen, können wir gleichzeitig etwas Allgemeines schaffen – in welchem Medium auch immer. Dieser Zusammenhang bezeichnet die Nähe der Melancholiker zur Kunst als einer spezifischen Nähe zur Welt, zu etwas Überindividuellem und Allgemeinem. In der Übersetzung des Problems, welches wir selbst sind (in der Übersetzung unseres Gesetzes) in Kunst beginnt dieses Problem sich zu lösen. Dies gelingt zum einen, indem wir jenes Allgemeine, jenes Stück Welt artikulieren, als welches wir im Sinne unseres eigenen Gesetzes selbst existieren. Zum anderen bringt uns dies ganz konkret all jenen Menschen näher, die ihrerseits um jenes eigene Gesetz wissen und mit diesem ringen. In diesem Sinne notiert Kafka am 12. Juni 1914 in sein Tagebuch:

»Brief Dostojewskis an eine Malerin. Das gesellschaftliche Leben geht im Kreis vor sich. Nur die mit einem bestimmten Leiden Behafteten verstehen einander. Sie bilden kraft der Natur ihres Leidens einen Kreis und unterstützen sich.«⁵³

Schließlich zum Widerfahrnis- und Geschehenscharakter unserer Existenz (3.3): Gerade als Melancholiker können wir im Hier und Jetzt durchlässig werden für die Tiefe, die Unausschöpflichkeit und Opazität der Dinge, der Situationen, der Welt – und in diesem Sinne durchlässig für Transzendenz.

»Wenn ich des Nachts vom Turm her komme jede Nacht, wie ist das zähe dunkle Wasser unter dem Licht der Laterne körperlich langsam bewegt. Wie wenn ich über einem Schlafenden die

⁵² Für das Leben und Schreiben Kafkas hat Amann diese Figur differenziert herausgearbeitet, vergleiche Amann 1983. Safranski hebt, ausgehend von Kafkas Text *Vor dem Gesetz* (vergleiche KKAD, S. 267ff.), das Individuelle gegenüber dem Allgemeinen stärker hervor. Der Mann vom Lande, Protagonist in *Vor dem Gesetz*, suche ein allgemeines Gesetz, der Sinn des Texts bestehe dann aber gerade in der Einsicht: »Wer aber unter der Suggestion des Allgemeinen steht, wer erlöst werden will, statt sich selbst zu erlösen, der verfehlt den Eingang, der nur für ihn bestimmt ist«, vergleiche Safranski 2012, S. 187. Der Begriff des Gesetzes als eines zugleich Individuellen und Allgemeinen müsste hier noch weiter ausgearbeitet und eventuell gegen eine allzu individualistische Lesart abgegrenzt werden.

⁵³ Vergleiche KKAT, S. 536.

Laterne entlang führen würde und er nur infolge des Lichtes sich dehnen und drehen würde ohne zu erwachen«. ⁵⁴

»Die scheinbare Stille, mit welcher die Tage, die Jahreszeiten, die Generationen, die Jahrhunderte aufeinanderfolgen, bedeutet Aufhorchen: so traben Pferde vor dem Wagen«. ⁵⁵

Verstehen wir Welt im oben genannten Sinn als Bewegung des Sich-Ereignens und Geschehens, dann besteht die Wahrnehmung von Transzendenz gerade in der Wahrnehmung dieses Sich-Ereignens und Geschehens. ⁵⁶ Die Welt so zu erfahren, dies macht eine Facette melancholischer Teilhabe an Welt aus.

Zusammenfassend: »Sich-hineinlösen« ins Existieren – dies bedeutet, die Richtung der Lösungssuche umzudrehen: Weder weg von uns selbst noch aus der Welt, sondern hinein in das Hier und Jetzt des eigenen Existierens, hin zu den Menschen und zum Sich-Ereignen der Welt – aber nicht im Sinne eines Klischees (etwa einer expressivistischen Lebendigkeit), sondern unserem Temperament gemäß, also bewusst »nach Art der Melancholiker«. Lösung heißt Auflösung jener Entfernung zur fremden, bedrohlichen oder sehnsüchtig lockenden Welt, welche Entfernung wir Melancholiker zunächst als Schutz brauchen. Lösung heißt Verwandlung dieser Distanz in eine ganz eigene, in eine melancholische Art von Nähe zur Welt. Es ist jene Nähe zur Transzendenz und zum Schöpferischen, welche die Tradition den Melancholikern zuspricht.

⁵⁴ Eintrag in das »Blaue Schulheft« (Sommer 1916 (vermutlich) bis Spätjahr 1923), vergleiche KKAN II, S. 17.

⁵⁵ Eintrag in das »Oktavheft H«, Ende Januar 1918, vergleiche KKAN II, S. 80.

⁵⁶ Vergleiche Thomas 2014.

Literatur

- Alt, Peter-André (2005), *Franz Kafka. Der ewige Sohn*. München: Beck.
- Amann, Jürg (1983), *Franz Kafka*. München/Zürich: Pieper.
- Brod, Max (1966), *Über Franz Kafka* (Franz Kafka: Eine Biographie; Franz Kafkas Glauben und Leben; Verzweiflung und Erlösung im Werk Franz Kafkas). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Brod, Max (1989), *Eine Freundschaft II. Briefwechsel*. Hrsg. von Malcolm Pasley. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Freud, Sigmund (1989), Trauer und Melancholie. In: *Sigmund Freud Studienausgabe, Band III*. Hrsg. von Alexander Mitscherlich u.a. Frankfurt a.M.: Fischer, 1989, S. 193-212.
- Friedländer, Saul (2012), *Franz Kafka*. München: Beck.
- Heidegger, Martin (1954), *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Neske. Darin: Überwindung der Metaphysik (1936-46), S. 67-95; Bauen Wohnen Denken (1951), S. 139-156 und Das Ding (1950), 157-179.
- Kafka, Franz, *Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe*. Hrsg. von Jürgen Born u.a.
- *Tagebücher*. Hrsg. von Hans-Gert Koch u.a. Frankfurt a.M.: Fischer 1990 [= KKAT]
 - *Nachgelassene Schriften und Fragmente I*. Hrsg. von Malcolm Pasley. Frankfurt a.M.: Fischer 1993 [= KKAN I]
 - *Nachgelassene Schriften und Fragmente II*. Hrsg. von Jost Schillemeit. Frankfurt a.M.: Fischer 1992 [= KKAN II]
 - *Drucke zu Lebzeiten*. Hrsg. von Wolf Kittler u.a.. Frankfurt a.M.: Fischer 1994 [= KKAD].
- Kierkegaard, Sören (1992), »Die Krankheit zum Tode«. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Emanuel Hirsch u.a., 24. u. 25. Abt. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn, S. V-134.
- Safranski, Rüdiger (2012), »Kafka oder Die Kunst, in der Fremde zu bleiben«. In: Ders. (2012): *Wieviel Wahrheit braucht der Mensch? Über das Denkbare und das Lebbar*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 155-189.
- Stach, Reiner (2008), *Kafka. Die Jahre der Erkenntnis*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Thomas, Philipp (2014), »Melancholie und Transzendenz. Postmetaphysische Überlegungen im Anschluss an Heidegger«. In: Constanze Demuth u.a. (Hrsg.), *Interexistenzialität und Unverfügbarkeit. Leben in einer menschlichen Welt*. Freiburg: Alber 2014.